

Nr. 67. Bromberg, den 24. Juli 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

(8. Fortsetzung.)

„Herr Doktor," antwortete der Ingenieur. Auch er lächelte verbindlich, aber bedeutungsvoll.

„War es Ihnen unangenehm, daß der Hotelwirt Sie erkannte?" fragte der Doktor.

„Nein, ich war nur im ersten Augenblick etwas überrascht über seine Indiskretion. Nachdem ich ihm aber einen Wink gegeben hatte, benahm er sich korrekt. Später wurde mir sein Eifer klar. Er hatte mir etwas mitzuteilen."

„Etwas von den Gästen?"

„Von den Gästen..." wiederholte der Ingenieur nachdenklich, „tja, vielleicht kann man es einen Gast nennen."

„Sie drücken sich sehr geheimnisvoll aus," sagte der Doktor, „handelt es sich vielleicht um einen der Angestellten?"

„Nein, dann noch eher um einen Gast. Das paßt besser".

Der Ingenieur sah auf seine Uhr.

„In wenigen Minuten", sagte er, „werde ich abermals eine Konferenz mit Herrn Gaarder haben. Ich hoffe, daß zu dieser Zeit auch Frau Alexandra so wohl ist, daß sie daran teilnehmen kann. Ich muß Genaueres über die Verhältnisse hier erfahren und über Herrn Gaarders besonderen Fall."

Er lehnte sich vertraulich zu seinem Freund hinüber:

„Sie kennen ja Gaarder", sagte er, „wenn auch nur flüchtig. Aber Sie werden zugeben, daß er ein smarter und energischer Mann ist, mag er in mancher Beziehung auch unbedeutend sein. Er ist arbeitsam, nüchtern, korrekt, alltäglich. In seinem Beruf hat er sich eine gewisse Beobachtungsgabe erworben, vor allem aber Anpassungsvermögen und Geschmeidigkeit. Vielen mag er trocken und langweilig erscheinen, andere wieder werden in ihm die korrekte Tüchtigkeit sehen. Alles dies zusammen aber ergibt den bestimmten Typ: Hotelbesitzer Gaarder. Kann man sich nun vorstellen, daß dieser Mensch ohne äußere Veranlassung, ohne Einwirkung von Alkohol oder anderen Ausschweifungen, plötzlich einem Gemütszustand verfällt, der sonst nur hypernervösen und geistig überarbeiteten Individuen eigen ist?"

„Ich bin nicht abergläubisch", antwortete der Doktor, „so etwas kann ich mir in Verbindung mit Hotelbesitzer Gaarder nicht vorstellen. Was ist geschehen?"

„Haben Sie bemerkt, daß Gaarder eine Narbe an der linken Schläfe hat?"

„Allerdings."

„Die stammt von heute nacht. Er ist in einem Korridor plötzlich umgefallen von einem wahnsinnigen Schreck gelähmt. Es hatte einen Anstrich von Komik, als der sonst so vernünftige, alltägliche Mann mir erzählte, er sei heute nacht einem Toten im Korridor begegnet."

10.

Der Doktor schien weniger erstaunt über die Tatsache selbst als über den Ausdruck, er sei einem Toten begegnet.

„Man kann einem Toten doch nicht begegnen", sagte er, „weder auf einem Korridor noch sonst irgendwo, man kann einen Toten sehen. Eine Begegnung aber bedingt doch zwei lebende Wesen."

„In diesem Fall ist der Ausdruck korrekt", antwortete der Ingenieur, „Gaarder behauptet nämlich, daß der Tote lebendig war."

Der Doktor überlegte eine Weile und fragte dann:

„Glauben Sie nicht doch, daß Gaarder im geheimen trinkt, oder haben Sie ihn vielleicht nicht richtig verstanden? Wundern würde es mich nicht, wenn dieses beständige Rauchen starker Zigarren die Funktionen des Gehirns schwächte."

„Hören Sie zu", erklärte der Ingenieur unbekümmert, „heute nacht, ungefähr um ein Uhr ist er dem Toten im Korridor begegnet. Das ganze Hotel war schon zur Ruhe gegangen, und Herr Gaarder war auf seiner gewohnten Runde durch das Gebäude, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Solche Runde unternimmt er jede einzige Nacht, Sommer und Winter. Haben Sie vielleicht bemerkt, daß dieses Hotel ein ziemlich eingeschachtelter Komplex von Gebäuden ist? Die Korridore laufen kreuz und quer und die verschiedenen Umbauten haben bewirkt, daß viele Ecken und Winkel entstanden sind. So ist zum Beispiel der Gang, der Korridor D genannt wird, ohne Tageslicht und muß stets mit künstlichem Licht erleuchtet werden. Eine Glastür verbindet ihn mit dem Hauptgang. Wir können ihn uns bei dieser Gelegenheit mal ansehen. Gaarder geht also bei der Glastür vorbei und wirft einen Blick in Korridor D, der durch eine rote Lampe schwach erleuchtet ist. Zu bemerken ist, daß alle Zimmer auf Korridor D unbewohnt waren. Da sieht Gaarder beim Schein der roten Lampe eine Männergestalt, die sich langsam, wie in tiefen Gedanken auf und ab bewegt. Es war natürlich sehr auffallend, mitten in der Nacht in diesem Gang einen Menschen zu sehen, da die Zimmer, wie gesagt, unbewohnt waren. Darum geht er durch die Glastür, um zu sehen, wer es sein kann. Die Gestalt bewegt sich die ganze Zeit langsam vor ihm, ein älterer, etwas vornübergebeugter Herr, in einem strammsitzenden Gehrock, die Hände auf dem Rücken. Gaarder erzählt, daß der Mann ganz lautlos ging, und daß ihm dadurch gleich unheimlich zumute wurde. Dazu kam, daß es ihm unmöglich war, an dem Mann vorbeizukommen.

Er hatte in dieser ganzen Zeit den schwarzen Rücken vor den Augen, der sich auch nach seinen eigenen Bewegungen zu richten schien, so daß er ihm beständig im Wege war. Über dem Gehrock sah er undeutlich den Kopf des Mannes, den graumelierten Nacken eines älteren Herrn.

Auf diese Weise gingen sie beide durch die ganze Länge des Korridors, bis dorthin, wo er mit einer weißgekalkten Mauer endigte. Schon diese seltsame Handlung wirkte beunruhigend auf Gaarder, Sie können sich also denken, wie entsetzt er war, als der Mann sich plötzlich umdreht, und Gaarder einen Freund in ihm erkennt, der vor mehreren Jahren starb. Sie standen lange und starrten einander an, der Lebende und der Tote."

„Bester Freund", unterbrach der Doktor ihn gereizt, „Sie reden, als ob Sie wirklich an diese Fabel glaubten. Der Lebende und der Tote starrten sich an! Was ist das für dummes Zeug!"

Der Ingenieur antwortete, ohne sich von der Gereiztheit des anderen anfechten zu lassen:

„Ich stelle die Sache ganz objektiv dar, um Ihnen den richtigen Eindruck von Gaarders Gemütsverfassung zu geben. Tatsächlich erkennt er in dem mystischen Wanderer seinen verstorbenen Freund. Allerdings ist es am Ende des Korridors ziemlich dunkel, doch sieht er die Züge des Freundes ganz deutlich beim Schein der roten Lampe, und dieser

rötliche, gleichsam blutige Schirm macht die Erscheinung nicht weniger unheimlich. Jetzt kommt der Freund langsam auf ihn zu, und Gaarder muß rückwärts vor ihm zurückweichen, wie hypnotisiert von der eigentümlichen Kälte, die der Freund ausstrahlt, und dem schauerlichen Ausdruck von Schmerz und Verzweiflung in seinem Gesicht. Schließlich sind sie bis zur roten Lampe gekommen, das Gesicht des Freundes wird immer deutlicher, und Gaarder muß mit steigendem Entsetzen erkennen, daß er es wirklich ist! Plötzlich bleibt der Freund stehen, beugt sich dicht zu dem unglücklichen Gaarder und verzieht sein Gesicht zu einer schrecklichen Grimasse, die vielleicht ein Lächeln sein soll . . . An weiteres erinnert sich Gaarder nicht, weil er das Bewußtsein verlor."

„Später fand man ihn auf dem Korridor?" fragte der Doktor.

„Ja, er wurde unter der Lampe gefunden. Beim Fallen hatte er sich die Schläfe am Heizkörper verletzt."

„Gaarder scheint also wirklich eine Halluzination gehabt zu haben. Im übrigen ist die ganze Erscheinung typisch für einen Alpdruck oder bösen Traum", sagte der Doktor.

Der Ingenieur erhob sich.

„Ich glaube nicht an eine Halluzination", sagte er.

„Glauben Sie vielleicht, daß der Tote aus seinem Grabe gestiegen ist und sich einen Gehrock angezogen hat, um im Korridor D spazieren zu gehen?"

„Ich bin nicht abergläubisch", antwortete der Ingenieur, indem er auf seine Uhr sah. „Jetzt habe ich eine Verabredung mit Herrn Gaarder, er hat versprochen, mir eine Photographie seines toten Freundes zu zeigen. Wie Sie wissen, bin ich Physiognomiker und kann viel aus einem Gesicht lesen, selbst auf einer Photographie."

Die beiden Freunde waren unter den letzten Gästen, die den Saal verließen. Die niedlichen Kellnerinnen waren im Begriff, die Teetassen zur Seite zu räumen. Die Badegäste hatten sich wieder draußen verstreut. Durch die großen Fenster sah man ihre hellen Toiletten sonnenbeleuchtet gegen den grünen Rasen und das blaue Meer. Aus dem Spielzimmer klang gedämpftes Sprechen und das Rasseln der Spielmarken. Sonst aber war es so still in dem großen Hotel, daß man das Flattern der gestreiften Markisen draußen in der leichten Sommerbrise hören konnte. Es war Nachmittagsruhe, und die Luft war so durchflutet von Sonnenlicht, daß die Säle und Zimmer und Korridore des Hotels wie von Feuer erfüllt schienen.

Die beiden Freunde trennten sich unten in der Halle. Der Doktor ging zum Portier.

„Kommen Sie mit, ich will einen Platz wählen", antwortete der Doktor.

Und der Portier folgte ihm in den Garten, in den er einen leichten Bambusstuhl mit Leinwand trug.

11.

Der Tag endigte mit einem farbenprächtigen Sonnenuntergang, der sich über den ganzen westlichen Himmel wie ein Präriebrand breitete. Der Wind hatte sich gegen Abend ganz gelegt. Der Wald stand tiefgrün und unbeweglich mit vergoldeten Wipfeln. Das Licht brach sich prismatisch in der Luft und tauchte eine wunderbare Farbenwelt ins Meer, die fernen Riffe schwammen wie Wolken auf der Wasserfläche. Die Gäste versammelten sich an den Aussichtspunkten, um das seltsame Schauspiel zu genießen, und blieben wie verzaubert stehen, bis die letzten Flammen der untergehenden Sonne am weiten Horizont verschwunden waren. Wenn sie sich dann wieder dem Lande zuwandten und langsam nach Hause schlenderten, war es, als ob der dunkle Sommerabend sie still und verzagt machte. Die Berggipfel und Bäume hoben sich wie schwarze Palisaden von dem blauen Schild des Himmels ab, es war dunkel und doch nicht dunkel, unergründlich still und wehmütig. Der große Hotelkomplex lag, von den Bäumen des Gartens umgeben, wie ein Grabhügel mitten in der Ebene, im Park blitzten die Fontänen wie Silberstrahlen. Sogar das erste gelbe Licht, das in den Hotelfenstern aufleuchtete, konnte diese unvergängliche Stimmung ewiger Sommernächte nicht brechen, die Türen standen offen zu Balkons und Veranden, Töne von Musik und munterer Jugendfreude drangen in der hellhörigen, milden Nacht weit über die Landschaft. Im Laufe der Nacht kam ein Wind aus Süden auf, der Wald begann monoton zu rauschen, und mit diesem Sausen schien die Jahreszeit ihr friedliches und liebliches Lied zu singen.

Mit Einbruch der Dunkelheit kam der Ingenieur von einem Spaziergang über Land nach Hause. Bei einer Pforte in der Nähe des Hotels stieß er mit dem Naturforscher Arran zusammen, und es machte sich ganz von selbst, daß sie einige Worte miteinander wechselten. Arran trug einen graugrünen Sportsanzug mit Kniehosen, über die Schulter hatte er sich einen Staubmantel aus florleichtem, fast durchsichtigem Stoff geworfen, und an einem breiten Lederriemen trug er eine billige Botanisiertrommel, so wie Schüler sie zu tragen pflegen.

„Haben Sie eine gute Ernte gehabt?" fragte der Ingenieur ihn und klopfte mit den Knöcheln gegen die Botanisiertrommel. Sie gab einen unerwarteten klirrenden Laut von sich, als ob Flaschen darin seien. Ingenieur Haller lächelte, und der Naturforscher schob vorsichtig die Botanisiertrommel auf die andere Schulter, indem er dem Ingenieur einen ärgerlichen Blick sandte.

„Ich sammle zu meinem Vergnügen", sagte er.

„Auch des Nachts, wenn es dunkel ist?" fragte der Ingenieur.

„Ja, denn nachts entfaltet sich das Tierleben im Walde", sagte der Naturforscher.

„Welche Tiere meinen Sie? Hier darf ja kein Wild geschossen werden."

„Ich denke hauptsächlich an die Insekten und die zahllosen kleinen Wesen auf dem Boden des Waldes. Ich interessiere mich am meisten für die allerkleinsten Lebewesen, die großen, die Menschen eingeschlossen, können mir gestohlen werden."

Arran sprach auf eine seltsame, zweideutige Art, während seine Augen wachsam und gereizt hin und her wanderten. Es war, als ob er andeuten wollte, daß seine alltäglichen Worte einen doppelten Sinn hatten. So plaudernd, näherten sie sich dem Hotel. Der Ingenieur versuchte durch eine gewisse herzliche Natürlichkeit den anderen zu entwaffnen. Plötzlich sagte der Ingenieur etwas, das den anderen aufhorchen ließ.

„Sie sollten nach Anbruch der Dunkelheit nicht mehr in den Wald gehen", sagte er, „besonders mit solchem Kasten über der Schulter, den man leicht für ein Gewehr halten kann. Es gibt Wilderer in diesem Walde und mehrere tüchtige Forstbeamte, die alle bewaffnet sind."

Arran blieb stehen.

„Ich bin einigen von ihnen begegnet", sagte er eifrig, „sie betrachteten mich sehr skeptisch, und ich möchte wetten, daß der eine mir mehrere Stunden folgte, obgleich ich ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen habe."

„Das ist sehr wahrscheinlich", antwortete der Ingenieur. „Voriges Jahr wurde ein Forstbeamter tief drinnen im Walde erschossen. Der Mörder wurde nie gefunden, aber man meint, daß es sich um einen Racheakt handelte."

„Einen Racheakt", wiederholte Arran heftig und mit blitzenden Augen, „blieb er lange im Walde liegen?"

„Wer?"

„Der Getötete. Lag er lange im Walde, bevor man ihn fand?"

„Höchstwahrscheinlich."

Das Gesicht des Naturforschers verzog sich zu einem Lächeln und er sagte fast triumphierend:

„Er lag im Walde und verweste, nicht wahr?"

Der Ingenieur betrachtete Arran eine Weile schweigend. Sein Lächeln wirkte wie eine Grimasse. Merkwürdige Zähne hat der Mann, dachte er bei sich. Sie leuchten wie eine Klaviertastatur durch den dunklen Bart.

Laut sagte er:

„Darum sind die Forstbeamten wachsam, wie Sie sich denken können. Sie möchten ihren ermordeten Kameraden rächen."

„Sehe ich denn wie ein Wilddieb aus?" fragte Arran.

„Das Aussehen tut nichts zur Sache", antwortete der Ingenieur. „Die Herren Wilderer pflegen sehr gerissen zu sein und schrecken auch vor einer Verkleidung nicht zurück. Es gibt auch feine Leute darunter, Männer, die diesen Sport des Sportes wegen betreiben. Diese Sorte ist vielleicht am gefährlichsten."

Arran stand und sah den Ingenieur eine Weile fast spöttisch an.

„Dieser Sport könnte mir gefallen", sagte er. „Ich möchte eine Nacht Wilddieb im Walde sein und verfolgt werden."

„Ein dreister Scherz", murmelte der Ingenieur.

„Ja, es ginge ums Leben, nicht wahr?"

Damit griff Arran an den Hut. Kaum aber hatte er sich einige Schritte entfernt, als er zurückkam und dem Ingenieur ins Gesicht flüsterte:

„Aber auch für den Verfolger bedeutet es Leben oder Tod."

Dann ging er weiter. Als er die Hoteltreppe erreicht hatte, drehte er sich um, schwenkte seinen Hut und rief dem Ingenieur zu:

„Leider habe ich kein Gewehr!"

Damit verschwand er lachend im Hotel.

Der war betrunken, dachte der Ingenieur, sicher war Branntwein in seiner Botanisiertrommel.

In der Halle fragte Ingenieur Haller nach seinem Freunde Dr. Benediktson.

„Herr Doktor ruht", antwortete der Portier.

„In seinem Zimmer?"
„Nein, in seinem Liegestuhl."
Der Portier trat mit ihm vor die Tür und zeigte auf den Waldrand, wo man durch die Dunkelheit das weiße Leinen des Stuhles leuchten sehen konnte.
„Ja, ja", sagte der Ingenieur, „mein Freund ist ein leidenschaftlicher Liebhaber von frischer Luft."
„Herr Doktor ist sicher auch ein wenig bequem", meinte der Portier mit unterdrückter Munterkeit. „Herr Doktor ist nicht zum Mittagessen gegangen und wollte auch nicht aufstehen, um den prachtvollen Sonnenuntergang zu betrachten. Er wurde sogar ganz böse ,als ich ihn darauf aufmerksam machte. Einen schönen Platz aber hat er sich eigentlich nicht ausgesucht, so dicht beim Hotel."
Der Ingenieur nickte.
„Beim südlichen Flügel", sagte er und sein Blick streifte die Fenster. Bei einer herabgelassenen Markise blieb er haften.
„Wer sitzt denn abends bei herabgelassener Markise?" fragte er.
„Dort wohnt die schwarzgekleidete Dame", flüsterte der Portier, „sie liebt Schatten und Dunkelheit."
Wann gehen die Gäste hier zu Bett?" fragte plötzlich der Ingenieur.
„Spätestens um zwölf Uhr."
Man kann also darauf rechnen, daß um ein Uhr alles still ist?"
„Ja", antwortete der Portier.

12.

Die Gäste schienen an diesem wundervollen Abend gar nicht zu Bett gehen zu wollen. Sie streiften lange durch den Park, oder saßen auf den Veranden unter bunten Lampions, in farbige Schals eingehüllt. Noch lange erklangen Klaviermusik und Lärm munterer Stimmen aus den Fenstern des großen Hotels. Nach und nach aber verstummte der Lärm, das erleuchtete Hotel wurde dunkler, die Konturen hoben sich undeutlicher von Wald und Höhen ab, und als die Mitternachtszeit sich näherte, unterbrach nur noch das leise Aufschlagen der Wellen gegen den Strand die nächtliche Stille. Der Mond war aufgegangen, das Meer schimmerte wie Silber, und vereinzelte Segler lagen mit schlaffen Segeln wie vereist in dem Silberstreifen.
Der Ingenieur und der Doktor saßen zusammen in Hallers Zimmer. Dr Benediktson war wie gewöhnlich schlechter Laune und klagte über den enormen Tabakverbrauch seines Freundes.
Haller antwortete sehr nachsichtlich und dampfte ruhig weiter.
„Ich habe vorzüglich zu Mittag gespeist", sagte er, „und einen langen Abendspaziergang gemacht. Darum kann ich starken Tabak vertragen. Nikotin macht das Gehirn klar. Mangel an Beschäftigung bewirkt Schlappheit — und Rauchen ist wirklich eine intensive Beschäftigung. Was es aber für Sinn hat, stundenlang untätig in einem Stuhl zu liegen, das kann ich nicht begreifen."
Der Doktor sagte ungeduldig:
„Ich habe zwischen den Bäumen vor dem südlichen Flügel gelegen. Brauche ich Ihnen zu erklären, womit ich den ganzen Tag vollauf beschäftigt gewesen bin?"
„Es war Ihre Absicht, die Fenster im südlichen Flügel zu beobachten?"
Darauf antwortete der Doktor nichts, starte seinen Freund nur erstaunt an.
„Oder deutlicher ausgedrückt: Sie hatten die Absicht, die Fenster der schwarzen Dame zu beobachten?"
„Warum fragen Sie?" sagte der Doktor unwillig.
Der Ingenieur fuhr fort:
„Falls Sie wirklich etwas erreichen wollten, warum haben Sie sich dann vor ihrem Fenster aufgepflanzt, von wo Sie selbst auch beobachtet werden können."
„Falls sie mich vom Fenster aus beobachtet hat, hat sie jedenfalls nichts anderes gesehen, als einen Menschen, der ihr den Rücken zukehrte und in einem Buche las. Die Betreffende hat meinen ergrauten Kopf über dem Leinen des Liegestuhles gesehen, das ist alles."
„Haben Sie etwas Interessantes gelesen?"
„Sie wissen ja, daß ich garnicht gelesen habe."
„Erstaunlich", murmelte der Ingenieur.
„Sie wissen ja, daß ich einen Spiegel im Buch hatte. Sie fragen nur, weil Sie mich necken wollen und weil Ihre Gedanken mit etwas ganz anderem beschäftigt sind."
„Sehr scharfsinnig," räumte der Ingenieur gleichgültig ein. „Haben Sie denn herausbekommen, warum sie sich mit solcher Dunkelheit umgibt und den ganzen Tag bei herabgelassener Markise lebt?"
„Ja."
„Nun?"
„Weil sie bei Licht arbeitet. Drei Stunden hat sie bei einem rötlichen Licht gearbeitet, das auf Grund der herabgelassenen Markise von draußen sehr schwer zu entdecken war. Nun aber lieber Freund, sagen Sie mir, was Sie so beschäftigt, ist etwas passiert?"
„Zweifellos."
„Komische Antwort."
„Ich antworte so, weil ich ahne, daß etwas geschehen sein muß, ich weiß nur nicht was. Sie erinnern sich, daß ich heute nachmittag eine Unterredung mit Gaarder haben sollte."
„Ja, wegen dieses Unsinns, dieser Gespenstergeschichte. Was ist denn dabei herausgekommen?"
„Ich suchte Gaarder in seinem Kontor auf," antwortete der Ingenieur, „und bat, ob ich Frau Alexandra meine Aufwartung machen dürfe. Gaarder aber antwortete mir sichtlich nervös, daß Frau Alexandra ihre Kopfschmerzen habe und niemanden empfangen könne. Ich konnte ihm anmerken, daß sie im Nebenzimmer saß, die Türen waren nicht ganz zugeschoben."
„Sie sollte hören, was gesprochen wurde?"
„Sehr richtig. Mit Gaarder war inzwischen eine Veränderung vorgegangen. Als er mir heute vormittag von dem seltsamen Erlebnis der Nacht erzählte, war ihm daran gelegen, mich davon zu überzeugen, daß sich wirklich etwas Außerordentliches zugetragen habe, ja, er schien selbst davon überzeugt zu sein, daß er seinem toten Freund auf dem Korridor begegnet war."
„Nach Ihrem Bericht heute vormittag konnte man es wirklich glauben," räumte der Doktor ein. „Hat er Ihnen die Photographie seines Freundes gezeigt?"
„Nein. Er hatte sie nicht finden können, was sicher gelogen war. Das war die erste Überraschung. Noch erstaunter wurde ich, als ich die Resultate erfuhr, zu denen Gaarder inzwischen gekommen war. Er tischte mir einen Unsinn auf, von Nervosität, Überarbeitung, Halluzination. Er glaubte, sagte er, er sei nur das Opfer einer Augenverblendung geworden. Und die ganze Zeit sprach er sehr laut, wahrscheinlich, damit Frau Alexandra ihn hören konnte. Schließlich sagte er, er wolle von der ganzen dummen Geschichte nichts mehr hören, damit die Gäste nicht beunruhigt werden sollten. Überhaupt benahm er sich sehr töricht."
„Großer Gott, das nennen Sie töricht," rief der Doktor, „mir scheint, der Mann war eher zur Vernunft gekommen. Sie glauben doch nicht im Ernst, daß er gestern nacht im Korridor D seinem verstorbenen Freund begegnet ist?"
„Doch. Und er selbst ist auch davon überzeugt."
Der Doktor griff sich verzweifelt an den Kopf.
„Mensch, was spielen Sie denn für eine Rolle! „Sonst verlachen Sie dergleichen abergläubischen Unsinn und jetzt reden Sie ihm das Wort!"
„Weil es kein Unsinn ist. Und Gaarder hat seinen Standpunkt nur geändert, weil in der Zwischenzeit etwas geschehen sein muß, das ihn zwingt, das Erlebte zu leugnen. Er verriet eine gewisse Angst. Und als ich ihn beruhigen wollte, indem ich sagte, ich sei ganz seiner Ansicht . . ."
Plötzlich unterbrach der Ingenieur sich, offenbar von einem anderen Gedanken ergriffen.
„Wir haben Mondschein heute nacht," sagte er, „das kann uns hindern, aber es kann uns auch von Nutzen sein. Das kommt ganz auf die Umstände an."
Der Doktor sah nach der Uhr.
„Die Uhr ist zwei," sagte er, „haben Sie die Absicht, noch länger aufzubleiben?"
„Ich nehme an," antwortete der Ingenieur, „daß Ihr Tagewerk im Liegestuhl Sie nicht überanstrengt hat. Löschen Sie bitte die Lampe."
Das Licht wurde gelöscht und der Ingenieur zog die Gardinen zurück. Ein gedämpfter, weißer Schein flutete ins Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Insektenfressende Pflanzen.

Von Regierungs- und Baurat Lekve-Hildesheim.

Bei einem Spaziergang durch das sonnige Moor fällt mir ein rötlicher Fleck auf dem dunklen Grunde auf. Aha, denke ich, da treibt ein kleiner Räuber sein Unwesen. Ich gehe an den Fleck heran, um mich zu überzeugen, daß ich mich nicht irre. Richtig, es ist eine Kolonie Sonnentau, eine der in Deutschland vorkommenden insektenfressenden Pflanzen. Ich hebe eine der Pflanzen heraus und freue mich an ihrem zierlichen Bau: eine grundständige Blattrosette, aus deren Mitte sich ein etwa 15 Zentimeter hoher dünner Schaft mit kleinen, weißen Blüten erhebt. Letztere bieten nichts Besonderes, um so auffallender sind die Blätter: ein gestieltes, rundes, gelbgrünes Blättchen, mit einem Kranz roter Haare umschlossen. An jedem dieser am Ende verdickten Haare sitzt ein Tropfen einer zähen, ätzenden Flüssigkeit, mit derselben Flüssigkeit ist auch die Blattscheibe überzogen Das Blättchen sieht aus wie eine kleine gelb-

grüne Hand mit vielen weitausgespreizten roten Fingern. Ich bücke mich und beobachte eine Weile das Treiben dieser eigenartigen Gesellen: eine kleine Fliege kommt angesummt, sie hält einen Augenblick an, denkt gewiß: ei, was für ein schöner Teppich, da kann ich mich einen Augenblick ausruhen. Richtig, sie setzt sich hin und — klebt fest! Das ist ihr natürlich sehr unbehaglich, sie strampelt, um loszukommen, aber schon krümmt sich einer der klebrigen, roten Finger heran und greift ihr ins Genick. Die Fliege wehrt sich verzweifelt, aber vergebens: ein zweiter, dritter Finger folgen und endlich schließt sich die ganze Hand; die Fliege, ganz von zähem Schleim umhüllt, haucht ihre arme Seele aus, während der Sonnentau die geschlossene Faust emporreckt, als wollte er sagen: Siehst du wohl, die hab' ich! Ein Drama im Moor!

Eine andere Fangmethode hat eine nahe Verwandte des Sonnentaus, die Aldrovandia. Ihre Heimat ist eigentlich Ostindien, durch irgendeinen Zufall ist sie eingeschleppt und kommt nun in Teichen des östlichen Deutschlands sowie im Bodensee vor. Sie ist eine Wasserpflanze mit fadenförmigem, dicht mit Blättern besetztem Stengel. Das Blatt hat einen abgeplatteten Stiel und eine aus zwei muschelförmigen Hälften bestehende Blattscheibe. Die Muschel ist im allgemeinen aufgeklappt, berührt aber ein kleines Wassertierchen die Muschel von innen, so klappt sie plötzlich zu, das Tierchen ist gefangen und wird mit Hilfe eines ähnlich zährenden Saftes wie bei dem Sonnentau, verzehrt.

Auf meinem weiteren Wege durch das Moor stoße ich auf die dritte der vier in Deutschland vorkommenden insektenfressenden Pflanzengattungen: das Fettkraut, Pinguicula. Wieder eine bodenständige Blattrosette, aus deren Mitte sich auf schwankem Stiel eine einzelne, in Form und Farbe einem Veilchen ähnliche Blüte erhebt. Die Blattrosette ist hellgrün, hebt sich gut vom dunklen Grunde ab und lockt dadurch die Insekten an. Die Blätter sind unbehaart, jedoch auf der ganzen Fläche mit demselben zehrenden, zähen Saft überzogen, wie beim Sonnentau. Setzt sich ein Insekt auf das Blatt, so kommt Leben in dasselbe: es rollt sich, von der Spitze anfangend, auf und zerquetscht das arme, festklebende Tierchen in seinen Windungen.

In einem Wassertümpel, den ich auf meinem weiteren Wege passiere, entdecke ich schließlich noch die vierte Gattung: den Wasserhelm, Utricularia. Er ist in Form und Benehmen ganz anders wie die vorerwähnten: eine Wasserpflanze mit 3 bis 4 untergetauchten, etwa 20 Zentimeter langen, in zahllose feine Fiederteile aufgelösten Blättern, aus deren Mitte sich ein Schaft mit einigen tiefgelben Blüten über Wasser erhebt. Bei Betrachtung der Blätter fallen zahlreiche Blasen an denselben auf. Dies ist der Fangapparat. Jedes dieser Bläschen hat eine Klappe, die sich nach innen öffnet, dadurch den Zutritt zur Blase freigibt und sich dann wieder schließt, das Bläschen enthält wieder den mehrerwähnten verdauenden Saft. Sieht man von oben auf das sonnenbeschienene Wasser mit dem Gewirr grüner Blätter, so sieht es da unten in der Tiefe sehr friedlich aus. Und doch ist es dort durchaus nicht friedlich, im Gegenteil, es tobt hier der bitterste Kampf ums Dasein: zahllose kleine Wassertierchen durcheilen das ... Blättergewirr: das liebt sich und neckt sich, das kratzt sich und beißt sich und frißt sich gegenseitig auf. In dem allgemeinen Kampfgetümmel kommt es nun vor, daß so ein kleines Tierchen ein Utriculariabläschen anrempelt. Dieses macht entrüstet die Klappe auf, das Tierchen hat seinen Verwunderungsaugenblick! Neugierig, wie alle kleinen Tierchen sind, kann es der Versuchung nicht wiederstehen, die dunkle Höhlung näher zu untersuchen. Plötzlich ist es drin, ebenso rasch ist die Klappe zu, die Utricularia läßt sich den Braten gut schmecken, und zahllose Brüder, Schwestern, Eltern, Kinder, Ureltern und Enkel beweinen den Heimgang eines lieben Angehörigen!

Neben den vier europäischen Gattungen insektenfressender Pflanzen weist das Ausland, namentlich die Tropen eine größere Anzahl anderer, meist sehr eigenartiger Pflanzen dieser Art auf. Auf diese näher einzugehen, verbietet der knapp bemessene Raum, nur eine besonders merkwürdige möchte ich hier kurz erwähnen: die Kannenpflanze, Nepenthes. Ihre Heimat ist Ostindien, insbesondere Borneo. Im Gegensatz zu den zierlichen einheimischen insektenfressenden Pflanzen ist die Nepenthes ein kräftig entwickelter, vielfach bis in die Baumkronen hinaufkletternder Halbstrauch. Den Fangapparat liefern die Blätter: ein Teil derselben läuft in einen schnurförmigen Fortsatz aus, an dessen Ende ein pfeifenkopf- oder kannenähnliches Gebilde entsteht. Die Kanne ist lebhaft, meist dunkelrot gefärbt und mit einem besonders bunten, halbgeöffneten Deckel bedeckt. Am Rande der Kanne sind Honigdrüsen, die Innenseite ist mit einer glatten Wachsschicht überzogen, der untere Teil der Kanne ist mit dem mehrerwähnten Verdauungssaft, mit Wasser gemengt, angefüllt, in dem man fast stets die Überreste verzehrter Insekten findet. Da die Kannen bei manchen Arten recht groß, bis 50 Zentimeter hoch sind, so kommen hier schon recht große Insekten in Betracht.

Man findet die merkwürdige Pflanze manchmal in unseren Gewächshäusern und kann sich da ein Bild von ihrem Räuberleben machen: Durch die bunte Farbe angelockt, kommt ein großer Brummer angeflogen, setzt sich auf den Rand der Kanne und bewundert lebhaft den schön gezeichneten Deckel. Dabei entdeckt er die Honigdrüsen am Rande und während er den köstlichen Nektar schlürft, strömen ihm die betäubenden Düfte aus der Kanne entgegen. Er fängt an zu träumen, im Traum hört er im Grunde der Kanne die Dryade locken: Willst, feiner Brummer, du mit mir geh'n? Meine Töchter sollen dich warten schön! Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n, sie tanzen und singen und wiegen dich ein! Ei, das kann ja ganz nett sein, denkt der Brummer und krabbelt lüstern in die Kanne hinein. Betäubende Düfte umfangen ihn, wieder hört er die Dryade, nun aber nicht lockend, sondern drohend: Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt! Den Brummer grauset's, ihm ahnt sein Verderben, vergebens sucht er sich an den wachsglatten Wänden zu halten. Er taumelt, er sinkt! Halb zog sie ihn, halb sank er hin! Da war's um ihn geschehen!

Wozu nun dieses grausame und widernatürliche Treiben der insektenfressenden Pflanzen? Denn widernatürlich ist es doch, wenn die Pflanzen über die Tiere mordend herfallen. Nun, es ist der ewige Kampf ums tägliche Brot! Ein wichtiger Baustoff für den Aufbau des Pflanzenkörpers ist das Eiweiß. Um dieses herstellen zu können, braucht die Pflanze Stickstoff. Diesen liefern ihr im allgemeinen die Wurzeln aus dem Erdboden, wobei ein unzählbares Heer kleinster Lebewesen eifrig mithelfen, den reichlich vorhandenen Stickstoff in brauchbare Form zu bringen. Im Moor und Wasser fehlen aber diese Lebewesen, die Pflanze kann daher ihren Bedarf an Stickstoff auf dem natürlichen Wege durch die Wurzeln nicht decken, sie wird zum Wegelagerer, der die ahnungslosen Insekten überfällt und grausam hinmordet, um aus ihren Leichen ihren Stickstoffhunger zu stillen.

Kleine Rundschau-Ecke



* **Die Heilung des „Taubstummen".** Zwei Jahre lang hatte der Arbeiter Schneider den Taubstummen gespielt. So lange saß er nämlich schon im Zuchthaus in Brandenburg, um eine siebenjährige Strafe zu verbüßen. Die Gefängnisverwaltung hatte alle Mittel angewendet, um den Häftling zum Sprechen zu bringen. Schneider hatte aber seine Rolle mit solchem Geschick weiter gespielt, daß der Arzt des Zuchthauses nicht entscheiden konnte, ob es sich um Simulation oder einen Hysterieanfall handele. Schneider war kürzlich aus dem Zuchthaus dem Schöffengericht Schöneberg vorgeführt worden, um sich zusammen mit den Arbeitern Groß und Nieschalk wegen eines aus dem Juli 1922 stammenden Einbruchsdiebstahls zu verantworten. Auch vor Gericht spielte er den Taubstummen weiter, und suchte sich nur durch Gebärdensprache und wie im Zuchthaus durch Niederschriften verständlich zu machen. Der Vorsitzende, Landgerichtsrat Schenk, redete dem Angeklagten ernstlich zu, die Komödie fallen zu lassen. Es habe doch keinen Zweck und es sei für ihn besser, wenn er frei und offen spreche. Auf einen Zettel schrieb schließlich Schneider nieder, daß er sprechen könne und werde, wenn man ihm verspreche, daß er ruhig angehört werde. Nachdem ihm diese Zusicherung gegeben war, öffnete er den Mund und sprach mit einemmal mit lauter und klarer Stimme in fließender Rede. Den Einbruch schob er auf die beiden Angeklagten. Das Gericht nahm jedoch an, daß Schneider ebenfalls an dem Einbruch beteiligt war und verurteilte ihn ebenso wie Groß zu $2\frac{1}{2}$ Jahren Zuchthaus.

* **Ein brennendes Meer.** Eine ungewöhnliche bedrohliche Erscheinung beobachteten kürzlich Seeleute im schwedischen Hafen Geffe. Dort stand plötzlich das Wasser in Flammen. Der Brand verbreitete sich rasch und bevor die im Hafen verankerten Schiffe sich durch die Flucht zu retten vermochten, ergriff er vier Schiffe, die in Flammen aufgingen. Die Hitze war so hoch, daß die Steine am Ufer barsten. Die übrigen Schiffe vermochten nur mit Mühe das offene Meer zu erreichen. Wie es sich herausstellte, wurde die Katastrophe dadurch hervorgerufen, daß Jungens Benzin in Brand steckten, das aus den Hafenanlagen nach der Flußmündung floß.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.